

Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra. Gegenspieler der deutschen Welt. Von W. Trittich. 8^o (452 S. u. 34 Abb.) Frauenfeld 1938, Huber & Co. Geb. M 6.90

Trittich ist heute ein Hauptvertreter der Richtung, die große geschichtliche Gestalten im leichtgeschürzten Gewande der lebendigen Erzählung dem modernen Menschen zu vergegenwärtigen verstehen. Jahr für Jahr erscheint eine neue historische Persönlichkeit mit immer neuer Kraft der Schilderung und Einfühlung: Metternich 1934, Karl V. 1935, Wallenstein 1936, Franz von Österreich 1937. Schon die Titel zeigen, daß Trittich weniger Geschichte zeichnen will, sondern große Persönlichkeiten, und zwar nach ihrer menschlichen Seite, weniger nach ihrer geschichtlichen Auswirkung hin. So ist wohl sein neuestes Buch auch sein erstaunlichstes geworden, weil Heinrich IV. tatsächlich ein erstaunlicher Mensch war, der »menschlichste der Menschen«, wie ihn Trittich selber einmal nennt. Darin liegen auch Vorzüge und Nachteile des Buches begründet. Es ist eine Schwäche bei Trittich, manchmal die menschlichen Seiten allzu ausführlich zu malen. Etwas weniger an Schilderung der triebhaften Hemmungslosigkeit in Heinrichs Liebesabenteuern hätte sicher nichts geschadet. Ein zweiter Mangel: Über der prachtvollen Schilderung seines Helden und seines Menschseins hat er ihn als Gegenspieler der deutschen Welt fast völlig vergessen, mit andern Worten, er hat dessen Auswirkung in die geschichtliche Umwelt Frankreichs stark vernachlässigt.

Abgesehen von diesen Einschränkungen muß man »Heinrich IV.« schon als ein Meisterwerk bezeichnen, in der packenden Schilderung dieses Mannes, der das glutvolle Leben des Barockes – man denkt bei diesem Bourbonen immer an die kraftstrotzenden Gestalten eines Frans Hals oder Rubens – mit der Natürlichkeit und Menschlichkeit der Renaissance und der Toleranz der Aufklärung in sich vereinigt. Wirklich ein erstaunlicher Mann, der lange vor dem übrigen Europa Frankreich aus der Selbstzerfleischung durch die Religionsparteien heraus dazu gebracht hat, die nationale Größe vor alle andern Zielsetzungen zu stellen. »Man muß diesen Mann lieben«, so sagten die damaligen Franzosen –, und Trittich läßt das wohl in jedem Leser wieder aufklingen –, man muß diesen Mann lieben, weil

er aus Menschlichkeit und Güte die Idee der Duldung zum ersten Mal in seinem Land verwirklichte. Kein Wunder, daß es in Frankreich zuerst gelang. Denn hier waren ja die Religionskriege weit grausamer und unmenschlicher als anderswo. Aber ohne diesen prachtvollen Menschen wäre es auch in Frankreich nicht so früh gelungen. Diese weite Gefinnung hat den ersten Bourbonenkönig zum Grandseigneur, nach Trittich zu dessen vollendeter Verkörperung, gemacht. F. Strobel S. J.

Gladstone. Von Erich Eyck. 8^o (586 S. u. 14 Abb.) Zürich 1938, E. Rentsch. M 6.50, geb. M 7.80

Gladstone ist wohl der einzige englische Staatsmann des 19. Jahrhunderts, für den man restlose Sympathie empfinden kann. Sein reiner Idealismus verfohnt mit so manchen unerfreulichen Erscheinungen der englischen Politik. Ein Idealismus, der manchen großen Zeitgenossen unbegreiflich erschien. Bismarck z. B. sah in Gladstone nur einen Stümper der Außenpolitik, der keine Ahnung habe von deren befondern Bedingungen. Man kann wohl sagen, daß in Gladstone das Gute und Schöne des liberalen Zeitalters sich verkörpert hat ohne dessen Häßlichkeit. Mit seiner hohen Darstellungskunst, die nirgends das wissenschaftliche Verantwortungsbewußtsein mitleiden läßt, hat uns Eyck ein Buch geschenkt, das trotz seiner 600 Seiten immer wieder zu fesseln versteht, selbst in der oft etwas breiten Schilderung der englischen Innenpolitik. Sein Verhältnis zu Religion und Christentum, zur katholischen Kirche, zu Manning und zum kirchlichen Liberalismus eines Acton und Döllinger, mit denen ihn persönliche Freundschaft verband und denen er geistig sehr nahe stand, wie auch sein Verhältnis zum unübersteiglichen nationalen Erwachen Italiens und Deutschlands, all das hat Eyck in das Bild des großen Politikers miteinbezogen und es so zu einem prachtvollen Gemälde gemacht. Es ist das Bild eines großen Staatsmannes und eines »großen Christen«, wie es ein politischer Gegner, Lord Salisbury, einmal treffend zeichnete. F. Strobel S. J.

Für die Jugend

Der Regenbogen. Ein Buch für Mädchen. Von Ida Friederike Görres. gr. 8^o (332 S. u. 9 Bildtafeln.) Freiburg 1938, Herder. Leinen M 4.80.

Trotz aller Mannigfaltigkeit bringt dieses Buch nicht nur ein Vielerlei. Gegenfänglich und doch geordnet, wie die Farben des Regenbogens, wirken all die sorgsam ausgewählten Beiträge zu einem klaren Ziele: das Mädchen soll nicht verzärtelt und nicht vermännlicht, sondern zu lebensstarkem Frauentum geführt werden. Dazu dient alte und junge Geschichte, so wie edle Lyrik, feine Erzählung, liebevolle Naturschilderung, das psychologische Lehrstück und das echte Gebet. Schöne Kunstblätter verbinden die unterschiedlichen Beiträge zu harmonisch gerundetem Werke.

Ida Friederike Görres hat das Buch nicht nur gebaut, sie hat auch daran mitgeschrieben. Ihre Feriengeschichte »Der Scheik«, die umfangreichste des Buches, dürfte von den Mädchen mit größter Spannung gelesen werden. Sie vertritt, wie auch die kürzere Erzählung »Die Schuld«, eine besondere Form der Belletristik mit klar gefaßtem pädagogischem Endziel. Dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von der reinen Kunst, wie sie etwa in der meisterlichen Novelle »Die Augenbrauen« von Bergengruen oder in Ruth Schumanns geheimnisvoller Erzählung vom Tode des Camoens oder in dem prächtigen Gedichte Ina Seidels »Das wilde Mädchen« vertreten erscheint. Hier dürfen alle Rätzel des Lebens in Schweben bleiben, dort hingegen geht es um eine didaktisch klare Lösung. Ida Friederike Görres darf das Wagnis solch lehrhafter Kunst auf sich nehmen, denn ihr starkes Formtalent befähigt sie, unbeschwert von der Tendenz das blutwarme Leben meisterlichen Schwunges hinzustellen. Um so heikler aber gestaltet sich die Aufgabe, zum Abschluß die Moral genügend eindrucksvoll herauszubringen, so daß sie den Reiz des Vorangegangenen zu überwiegen vermag. Ob dieses Ziel im »Scheik« ganz zufriedenstellend erreicht wurde? ... Es geht um das Herz der jungen Aglaia, das in den Bann eines exemplarischen Don Juan, Typ Hollywood, geraten ist. Stürmisch verliebt, leidet das Mädgen bitter, sowohl an der zynisch offenen Lieblosigkeit des Verführers wie auch an der starken Hemmung des eigenen natürlichen Schamgefühls, die es fast wider Willen vor der letzten Preisgabe rettet. Der haltlos Verwirrten sucht die gütigkluge Frau Elisabeth das wilde Dunkel der Gefühle vernünftig aufzuhellen: »Dein Blut

lief ihm haltlos entgegen... dein Blut wollte sich von ihm erobern lassen...« Wir Menschen aber »leben aus drei Bereichen, Aglaia: - aus dem Blut, aus dem Herzen und aus dem Geist; in allen drei können wir ja sagen zu einem Menschen, uns mit ihm verbinden wollen. Blut zu Blut gibt nur Lust, Herz zu Herz und Geist zu Geist gibt Freundschaft - Dreifalt zu Dreifalt gibt jenen großen und vollkommenen Zusammenklang, den wir Liebe nennen, gibt den Samen zu jenem Dasein gelebter Liebe, das wir Ehe nennen« (262 f.).

Das ist schön und wahr, doch es ist nicht die volle Lösung: des Mädchens Blut lief dem mit »außerordentlich starker, verwahrloster Liebeskraft« wie mit »elektrischen Strömen« geladenen Manne nicht nur, »von seiner Unrast magisch angelockt«, entgegen, sondern auch, weil es ihn ob seiner positiven Eigenschaften, ob seiner Schönheit, seiner geistigen und körperlichen Gewandtheit zum Vater der zutiefst ersehnten Kinder auswählte. Dieser Drang des Blutes ist gut und will zur Liebe werden, kann es aber nicht, wenn dem Partner jeder Vaterwille fehlt. - Aglaia überwindet schließlich ihre Liebeskrankheit mit einem jäh ausbrechenden Gelächter über die Torheit ihres Blutes. Sie lacht sich gesund. Doch dieses Lachen klingt als Echo des Don-Juan-Zynismus fast ein wenig verlegend.

Der überzeugende Hinweis auf das natürliche Muttertum fehlt nicht nur in dieser Erzählung, er fehlt im ganzen Buch. Der Regenbogen würde voller leuchten, wenn er deutlicher von dieser Grundfarbe des Fraulichen getragen würde.

Oda Schneider.

Jungenkalender 1939. Zusammengestellt von Georg Thurmair und Josef Vieth. 80 (70 Bl. mit vielen Abb.) Düsseldorf 1939, Verlag Jugendhaus. M 1.85

Wie Altdorfers Christophorus auf dem Titelblatt das göttliche Kind in und durch die Wellen trägt, so wagt sich dieser Kalender mit seinen gewählten Lichtbildern, Zeichnungen und Gedichten in die starke, schöne Wirklichkeit unserer katholischen Jugend, um ihr als letzte bestimmende Form das ebenso unverfälschte-echte Christliche zu überantworten. G. Kurz S. J.